

Arturo Pérez-Reverte

EIN
STICH
INS
HERZ



Roman

Madrid, 1868. Als Astarloa längst glaubt, das Leben hielte keine Überraschungen mehr für ihn bereit, klopft eine bezaubernde Unbekannte an seine Tür: Sie will seinen berühmten Fechtstoß lernen. Aber er hat nicht vor, seine Ruhe aufs Spiel zu setzen, gerade jetzt, wo die Hauptstadt täglich von blutigen Aufständen erschüttert wird. Doch die Anmut der Dame, ihre geheimnisvolle Narbe und die veilchenblauen Augen wecken seine Neugier. Sie wird seine Schülerin, und während des Wechselspiels aus Finte, Angriff und Parade wächst über Wochen eine zarte Liebe heran, bis Adela spurlos verschwindet. Und für den Fechtmeister beginnt eine bodenlose Suche nach der Wahrheit in den Gassen der Stadt ...

Arturo Pérez-Reverte erzählt gefühlvoll und rasant von der letzten Chance zweier Menschen. *Ein Stich ins Herz* beschwört eine Liebe, die sich auflehnt und mit allen Mitteln kämpft – gegen die Verhängnisse einer Epoche und für den einen glücklichen Schlußakkord.

Arturo Pérez-Reverte

EIN STICH INS HERZ

Roman

Aus dem Spanischen
von Claudia Schmitt

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 1988 unter dem Titel *El maestro de esgrima* bei Mondadori, Spanien. Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 1996 im Weitbrecht Verlag. Sie wurde für diese Ausgabe aktualisiert.

eBook Insel Verlag Berlin 2014

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des Insel Taschenbuchs 4309.

© Insel Verlag Berlin 2014

Copyright © 1988 by Arturo Pérez-Reverte

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Zitatnachweise am Schluss des Bandes.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Umschlaggestaltung: glanegger.com, München

Umschlagfotos: Susan Fox/Trevillion Images; Paul Grand/Corbis; shutterstock

eISBN 978-3-458-73644-8

www.insel-verlag.de

Für Carlota. Und für den Ritter im gelben Wams

Ich bin der höflichste Mensch von der Welt. Ich tue mir was darauf zugute,
niemals grob gewesen zu sein auf dieser Erde, wo es so viele unerträgliche
Schlingel gibt, die sich zu einem hinsetzen und ihre Leiden erzählen oder
gar ihre Verse deklamieren.

Heinrich Heine, *Reisebilder*

PROLOG

»Guten Abend, Señor Astarloa.«

Adela de Otero glich in nichts dem Bild, das er sich von ihr gemacht hatte. Ihre Augen waren groß, veilchenblau und mit goldenen Pünktchen gesprenkelt, das Haar schwarz und üppig. Eine winzige Narbe in ihrem rechten Mundwinkel zauberte beständig den Anflug eines geheimnisvollen Lächelns auf ihre Lippen.

Sie bat ihn Platz zu nehmen, bot Kaffee an und kam dann ohne Umschweife zur Sache. »Ich möchte den Stoß der zweihundert Escudos von Ihnen lernen.«

Don Jaime glaubte, nicht richtig gehört zu haben. »Pardon?«

Die junge Dame sah ihm fest in die Augen. »Ich habe mich ausführlich erkundigt«, sagte sie ruhig, »und weiß, daß Sie der beste Fechtmeister hier in Madrid sind. Ich weiß auch, daß Sie das Geheimnis eines bestimmten Florettstoßes hüten, den Sie interessierten Schülern zum Preis von zweihundert Escudos beibringen. Das ist eine stattliche Summe, aber ich kann sie bezahlen. Ich möchte also Ihre Dienste in Anspruch nehmen.«

Jaime Astarloa kam aus dem Staunen nicht heraus. »Verzeihen Sie, gnädige Frau, Ihr Ansinnen ist, wie soll ich mich ausdrücken ... etwas ungewöhnlich. Bitte haben Sie Verständnis, aber ich finde ... nun ja, das Fechten ... ist nichts für eine Frau. Damit will ich sagen ...«

Die veilchenblauen Augen sahen ihn von oben nach unten an. »Ich weiß, was Sie sagen wollen«, erwiderte Adela de Otero. »Aber daß ich eine Frau bin, hat nichts zu bedeuten. Ich besitze nämlich gründliche Kenntnisse in der Kunst, die Sie lehren, wenn es das ist, was Ihnen Sorge bereitet.«

»Nein, darum geht es nicht.« Don Jaime rückte nervös auf seinem Stuhl herum. »Sehen Sie, ich bin jetzt sechsundfünfzig und übe meinen Beruf seit über dreißig Jahren aus. Bis heute hat es sich bei meinen Klienten immer und ausschließlich um Männer gehandelt.«

»Die Zeiten wandeln sich, mein Herr.«

Auf der blaßblauen Blümchentapete spielten die letzten Strahlen der Abendsonne. Die Hitze quälte Madrid wie jeden Sommer, man schrieb den Juli des Jahres 1868, und in Spanien regierte Ihre katholische Majestät Doña Isabella II.

I. ÜBER DEN ASSAUT

Ein Assaut unter Ehrenmännern ist eine Vergnügung von gutem Geschmack und vornehmer Erziehung.

Sehr viel später, als Jaime Astarloa versuchte, die Scherben der Tragödie zusammenzulesen und sich zu erinnern, wie alles begonnen hatte, fiel ihm als erstes der Marquis wieder ein. Der Marquis und sein Fechtsaal, aus dessen Fenstern der berühmte Madrider Retiro-Park zu sehen war. Ihm fiel ein, wie die erste Sommerhitze durch die großen, offenen Fenster hereingeflutet war und daß es dem Marquis damals nicht gutging. Er schnaufte wie ein kaputter Blasebalg, das Hemd unter dem Brustschutz war schweißgetränkt. Wahrscheinlich hatte er in der Nacht zuvor mal wieder über die Stränge geschlagen und büßte nun dafür, aber Jaime Astarloa enthielt sich wie gewöhnlich jeden Kommentars. Das Privatleben seiner Kunden ging ihn nichts an. Er beschränkte sich darauf, mit einer Terzparade einen geradezu stümperhaften Angriff abzuwehren, ripostierte und setzte einen Treffer. Der geschmeidige italienische Stahl bog sich, als die abgestumpfte Florettspitze hart auf der Brust seines Gegners aufprallte. »Touché, Exzellenz.«

Luis de Ayala-Velate y Vallespín, Marqués de los Alumbres, unterdrückte einen derben Fluch und riß sich wütend die Maske vom Gesicht. Sein Kopf war hochrot vor Hitze und Anstrengung, dicke Schweißtropfen rannen ihm vom Haaransatz in die Augenbrauen und den Schnurrbart.

»Zum Teufel, Don Jaime« – die Stimme des Aristokraten klang beinahe beleidigt –, »wie schaffen Sie das? In weniger als einer Viertelstunde haben Sie mich dreimal ins Gras beißen lassen.«

Jaime Astarloa zuckte mit angemessener Bescheidenheit die Schultern und nahm ebenfalls seinen Korb ab. »Heute ist nicht Ihr bester Tag, Exzellenz.«

Ein joviales Auflachen war die Antwort. Luis de Ayala durchmaß mit großen Schritten den Fechtsaal, dessen Wände wertvolle flämische

Gobelins und eine Sammlung alter Degen, Säbel und Florette schmückten. Seine Haare glichen einer Löwenmähne. Alles an ihm war vital, die große, stämmige Gestalt, die laute Stimme, die theatralische Gestik, seine Gefühlsausbrüche und die fröhliche Kameradschaftlichkeit. Als gutaussehender Junggeselle, Glücksspieler und unverbesserlicher Frauenheld, der noch dazu als wohlhabend galt, war der Marqués de los Alumbres mit seinen vierzig Jahren der typische Lebemann seiner Zeit: Er hatte im Leben noch kein einziges Buch gelesen, statt dessen kannte er die Stammbäume sämtlicher Rennpferde auswendig, die irgendwann einmal in London, Paris oder Wien gesiegt hatten.

Was das schöne Geschlecht betraf, so bescherte er der vornehmen Madrider Gesellschaft immer wieder Skandale. Die bloße Erwähnung seines Namens genügte, um die Damen von romantischen Liebesabenteuern und wilden Leidenschaften träumen zu lassen. Hinter vorgehaltenen Fächern wurde gemunkelt, er habe während eines Gelages in einer Schenke in Cuatro Caminos sogar einmal eine Messerstecherei provoziert, was allerdings nicht zutraf. Richtig war dagegen, daß er in seinem Gutshof in Malaga den Sohn eines berühmten Banditen aufgenommen hatte, nachdem dessen Vater von ihm ins Jenseits befördert worden war. Er hatte auch eine kurze politische Laufbahn absolviert, aber darüber kursierten kaum Gerüchte. Dafür waren seine Liebschaften stadtbekannt, und es hieß, mehr als nur ein erlauchter Gatte habe hinreichend Anlaß, Satisfaktion von ihm zu fordern – ob sie das taten oder nicht, stand freilich auf einem anderen Blatt. Vier oder fünf von ihnen hatten, mehr unter dem Druck der öffentlichen Meinung als aus innerem Bedürfnis, ihre Sekundanten zu ihm geschickt, diese Geste jedoch ausnahmslos bereut: zuerst, als sie sich in aller Herrgottsfrühe aus den Federn quälen mußten, und später, als sie im Morgengrauen auf irgendeiner Wiese am Stadtrand von Madrid verbluteten.

Der Marquis zog den wattierten Brustschutz aus und legte sein Florett auf einen kleinen Tisch, auf dem ein Diener bereits ein Silbertablett mit einer Flasche abgestellt hatte. »Genug für heute, Don Jaime. Ich lande

keinen einzigen anständigen Treffer. Also lassen Sie uns einpacken und einen Sherry trinken.«

Ein guter Schluck nach der täglichen Fechtstunde war den beiden zur Gewohnheit geworden. Jaime Astarloa trat, Korb und Florett unterm Arm, neben den Hausherrn und nahm das Glas aus geschliffenem Kristall entgegen.

»Halten Sie ihn gegen's Licht, Maestro: pures Gold, spanische Sonne. Hundertmal besser als dieses fade ausländische Zeug.«

Don Jaime nickte zufrieden. Er mochte Luis de Ayala, und es gefiel ihm auch, daß dieser ihn Maestro nannte, obwohl der Marquis strenggenommen nicht sein Schüler war. Seine Beziehung zu Jaime Astarloa war anderer Natur: Der Adlige liebte nämlich das Fechten ebenso leidenschaftlich wie die Frauen, das Glücksspiel und die Pferde. Aus diesem Grunde sowie zur körperlichen Ertüchtigung verbrachte er täglich eine Stunde mit Fechtübungen, was ihm angesichts seines abenteuerlichen Lebens auch beim Austragen von Ehrenhändeln sehr zustatten kam. Auf der Suche nach einem ebenbürtigen Gegner hatte sich Luis de Ayala vor fünf Jahren an den besten Fechtmeister Madrids gewandt, denn als solcher galt Don Jaime, wenngleich Fechter, die mit der Mode gingen, dessen klassischen Stil für veraltet hielten. Seitdem kam der Fechtlehrer an jedem Wochentag pünktlich um zehn in den Palacio de Villaflores, die Residenz des Aristokraten. In der prunkvollen Villa war ein großer, den höchsten Ansprüchen der Kunst genügender Fechtboden eingerichtet. Dort stürzte sich der Marquis allmorgendlich mit verbissener Hartnäckigkeit ins Gefecht, obwohl er letzten Endes meist den kürzeren zog. Als leidenschaftlicher Spieler war Luis de Ayala jedoch auch ein guter Verlierer, und außerdem bewunderte er das Können des Alten.

»Verdammt noch mal, Sie haben mir schön zugesetzt, Meister. Nach diesem Auftritt muß ich mich bestimmt zehnmal mit Branntwein einreiben.«

Jaime Astarloa lächelte bescheiden. »Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß heute nicht Ihr bester Tag ist, Exzellenz.«

»Bei Gott nicht. Wenn unsere Florettspitzen keine Knöpfe hätten, würde ich jetzt die Veilchen von unten wachsen sehen. Tut mir leid, daß ich ein so unwürdiger Gegner war.«

»Alles hat seinen Preis.«

»Das können Sie laut sagen! Vor allem in meinem Alter. Bin kein junger Bursche mehr, verflixt noch mal. Aber ich kann es nicht ändern, Don Jaime ... Sie würden nie erraten, was mir passiert ist.«

»Ihre Exzellenz hat sich verliebt, nehme ich an.«

»In der Tat«, seufzte der Marquis und schenkte nach. »Bis über die Ohren habe ich mich verliebt. Wie ein Grünschnabel.«

Der Fechtmeister strich sich mit einem Räuspern über den schmalen Oberlippenbart. »Wenn ich mich nicht irre«, sagte er, »so ist es das dritte Mal in diesem Monat.«

»Genau. Und das schlimmste ist, daß ich mich jedesmal richtig verliebe ... Feuer fange, als wäre es das erste Mal. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Bestens, Exzellenz.«

»Schon seltsam. Je älter ich werde, desto häufiger passiert mir das. Da hilft alles nichts. Der Arm bleibt stark, aber das Herz ist schwach, wie es bei den Klassikern heißt. Wenn Sie wüßten ...«

An diesem Punkt begann der Marquis mit vielsagenden Andeutungen und blumigen Umschreibungen die kräftezehrende Leidenschaft zu schildern, die ihn bis zum Morgengrauen beschäftigt und völlig erschöpft hatte. Eine echte Señora, natürlich. Und der Gatte – ahnungslos.

»Lange Rede, kurzer Sinn ...« Dem Marquis stand jetzt ein zynisches Grinsen im Gesicht. »... ich habe gesündigt, und deshalb geht es mir heute so dreckig.«

Don Jaime wiegte ironisch und nachsichtig den Kopf. »Fechten ist wie zur Kommunion gehen«, mahnte er lächelnd. »Man muß es in der entsprechenden körperlichen und seelischen Verfassung tun, das ist oberstes Gebot. Jeden Verstoß dagegen bekommt man zu spüren.«

»Teufel, Meister. Das muß ich mir aufschreiben.«

Jaime Astarloa führte sein Glas an die Lippen. Astarloa, der die Fünfzig weit überschritten hatte, war mittelgroß und so dünn, daß er schon beinahe zerbrechlich wirkte. Die leicht gebogene Nase unter der freien Stirn, das weiße, aber immer noch üppige Haar und die feinen, gepflegten Hände verliehen ihm Würde, eine gelassene Würde, die noch vom ernstesten Ausdruck seiner grauen Augen unterstrichen wurde. Wenn er lächelte, bildete sich um diese Augen herum ein Strahlenkranz winziger Fältchen, der sie lebhaft und sympathisch machte. Das Bärtchen trug er nach alter Sitte säuberlich gestutzt, ja, er wirkte überhaupt etwas gestrig. Mehr als ordentlich konnte er sich nicht kleiden, viel Geld hatte er nicht, tat dies jedoch mit einer Eleganz, die sich über das Diktat der Mode hinwegsetzte. Seine Anzüge, selbst die neuesten, waren nach zwanzig Jahre alten Schnitten gefertigt, auch das trug dazu bei, daß man den alten Fechtmeister für einen zeitfremden Menschen hielt, der den Moden seiner Epoche, einer sehr bewegten Epoche, gleichgültig gegenüberstand. Ihn störte das kein bißchen, insgeheim genoß er es sogar, hätte aber nicht erklären können, warum.

Der Diener brachte zwei Schüsseln Wasser und Handtücher herein, damit sie sich waschen konnten. Luis de Ayala zog sein Hemd aus. Auf seinem mächtigen Oberkörper, der vor Schweiß glänzte, zeichneten sich die roten Abdrücke der Florettknöpfe ab.

»Donnerwetter, Meister, Sie haben mich vielleicht traktiert ... Und dafür bezahle ich Sie auch noch!«

Jaime Astarloa trocknete sich das Gesicht ab und sah den Marquis freundlich an. Luis de Ayala wusch sich schnaubend die Brust.

»Noch übler kann es einem natürlich in der Politik ergehen«, fuhr er fort. »Wissen Sie, was González Bravo mir vorgeschlagen hat? Ich soll meinen Sitz im Parlament wieder einnehmen. Im Hinblick auf ein neues Amt, sagt er. Dem muß das Wasser bis zum Hals stehen. Seit April erst ist er Ministerpräsident und anscheinend so unbeliebt, daß er auf Typen wie mich zurückgreifen muß.«

Die Miene des Fechtmeisters drückte höfliches Interesse aus, obwohl er in Wirklichkeit wenig für Politik übrig hatte. »Und was werden Ihre

Exzellenz tun?«

Der Marqués de los Alumbres zuckte geringschätzig mit den Schultern. »Tun? Gar nichts werde ich tun. Ich habe meinem illustren Kollegen geraten, sich nach einem Dümmeren umzusehen. Natürlich nicht wortwörtlich. Was ich brauche, ist Zerstreuung, ein Spieltisch im Kasino und ein Paar schöner Augen in Reichweite. Alles andere habe ich satt.«

Luis de Ayala war Abgeordneter der Cortes gewesen und hatte als Mitglied eines der letzten Narváez-Kabinette vorübergehend sogar ein ziemlich wichtiges Sekretariat im Innenministerium bekleidet. Allerdings war drei Monate später der Minister – sein Onkel Vallespín Andreu – gestorben, ebenso plötzlich wie der verhaßte General Narváez. Königin Isabella hatte über Nacht die zuverlässigsten Stützen ihres Regimes verloren. Statt nun nachzugeben und das allgemeine Wahlrecht zuzulassen, Pressefreiheit und einen Haufen anderer Dinge, nach denen das Volk verlangte, hatte sie González Bravo als starken Mann eingesetzt, denn bei der allgemeinen Unzufriedenheit befürchtete die Königin eine Verschwörung der Generäle am Hofe. Umsturzversuche hatte es bereits gegeben; General Juan Prim hatte sie angezettelt und saß deswegen in London im Exil. Andere Verschwörer saßen in Frankreich, in Afrika oder in Festungshaft, und sie alle warteten darauf, die Königin und ihre Leute zum Teufel zu jagen – nein, als sein Onkel starb, war es Luis de Ayala zu heiß geworden in der Regierung. Er hatte kurz darauf sogar sein Mandat in der Deputiertenkammer niedergelegt und war aus der Partei der Moderados, der gemäßigten Liberalen, ausgetreten, für die er sich sowieso nur sehr halbherzig engagiert hatte.

Jedes Kind in Madrid spürte, daß eine Entscheidung bevorstand. Eine monarchistische Regierung nach der anderen versuchte sich an der Quadratur des Kreises: die Leute beruhigen, ohne ihnen die Bürgerrechte zu gewähren. Da war der Marqués de los Alumbres klug genug, sich am Rande des politischen Geschehens aufzuhalten und die Dinge mit dem Lächeln eines Außenstehenden zu verfolgen. Er lebte auf großem Fuße und ließ riesige Summen auf den Spieltischen der Kasinos. Wollte man den Klatschmäulern glauben, so stand Luis de Ayala ständig am Rande des

finanziellen Ruins, aber bisher hatte er es noch immer geschafft, seine Kasse aus unbekanntem Quellen wieder aufzufüllen.

»Was macht denn Ihre Entdeckung, Don Jaime?«

Der Fechtmeister, der gerade dabei war, sein Hemd zuzuknöpfen, unterbrach sich und sah den Marquis mit bekümmertem Miene an. »Gar nichts. Überhaupt nichts, würde ich sogar sagen ... Ich frage mich oft, ob ich mir nicht zu viel vorgenommen habe. Es gibt Augenblicke, wo ich am liebsten aufgeben würde, das muß ich Ihnen ehrlich gestehen.«

Luis de Ayala beendete seine Waschung, trocknete sich mit einem Handtuch die Brust ab und griff wieder nach dem Sherryglas. Er schnippte mit dem Nagel gegen das Kristall und hielt es sich entzückt ans Ohr.

»Unsinn, Meister. Unsinn. Sie sind sehr wohl in der Lage, eine so ehrgeizige Aufgabe zu bewältigen.«

Ein trauriges Lächeln trat auf die Lippen des Fechtmeisters. »Schön, daß wenigstens Sie überzeugt sind, Exzellenz. In meinem Alter verliert man den Glauben an so vieles ... Inzwischen frage ich mich manchmal, ob es das überhaupt geben kann, was ich suche.«

»Papperlapapp.«

Jaime Astarloa arbeitete seit vielen Jahren an einer Abhandlung über die Fechtkunst, und wer von seinem überragenden Können und seiner Erfahrung wußte, war überzeugt, daß das Werk im Falle seines Erscheinens zu einem der wichtigsten auf diesem Gebiet zählen würde, vergleichbar mit den Lehrbüchern berühmter Meister wie Gomard, Grisier und Lafaugère. Leider hegte der Verfasser selbst seit kurzem ernsthafte Zweifel an seiner Fähigkeit, kurz und verständlich über das Fechten zu schreiben. Außerdem sollte ein solches Werk, ein Nonplusultra der Fachliteratur, unbedingt den Meisterstoß enthalten, den perfekten, unparierbaren Stoß, die ausgeklügeltste Schöpfung, zu der ein Mensch überhaupt fähig war. Sein Leben lang hatte Don Jaime über diesen Stoß nachgegrübelt, seit der Stunde, in der seine Klinge zum erstenmal die eines Gegners gekreuzt hatte. Bis heute war seine Forschung, wie er selbst es nannte, jedoch erfolglos geblieben. Nun, da seine Lebenskurve sich dem Ende zuneigte, fühlte der Fechtmeister, wie die Last der Jahre auf seine

Beweglichkeit und sein Talent zu drücken begann. Beinahe täglich versuchte Jaime Astarloa in der Abgeschiedenheit seines bescheidenen Arbeitszimmers, im Licht einer Petroleumlampe über längst vergilbte Blätter gebeugt, seinen grauen Zellen den Schlüssel zu entreißen. Er spürte, daß er in irgendeiner Windung seines Gehirns versteckt war, dieser Stoß, und durchwachte so viele Nächte bis zum Morgengrauen. Manchmal sprang er, von einer plötzlichen Eingebung aus dem Schlaf gerissen, im Nachthemd aus dem Bett, packte verzweifelt eines seiner Florette und stellte sich vor die Spiegel, mit denen die Wände seines kleinen Fechtsaals verkleidet waren. Dort versuchte er auszuführen, was wenige Minuten vorher als Geistesblitz durch sein schläfriges Gehirn gezuckt war. Mit tödlicher Verbissenheit jagte er ihn, diesen Meisterstoß, und kämpfte nachts mit seinem eigenen Spiegelbild, das die nutzlosen Bemühungen mit einem sarkastischen Lächeln quittierte.

Jaime Astarloa trat, sein Florettetui unterm Arm, auf die Straße hinaus. Der Morgen war heiß, die Sonne stach erbarmungslos vom Himmel, und ganz Madrid stöhnte unter den mörderischen Temperaturen. An den Stammtischen sprach man ausschließlich übers Wetter und über die Politik. Die Tage Isabellas II. waren gezählt, da waren sich alle einig, aber wie würde es Prim anstellen zurückzukehren? Wer wäre mit von der Partie, und auf wessen Seite würden sich die Aufständischen schließlich schlagen? Während das gemäßigte Lager auf eine Abdankung der Königin zugunsten ihres Sohnes Alfons spekulierte, liebäugelten die Radikalen unverhohlen mit der Republik. Angeblich sollte General Prim jeden Moment aus London aufbrechen, aber der legendäre Held hatte sich bereits zweimal kurz blicken lassen und jedesmal wieder Reißaus nehmen müssen. Die Feige war noch nicht reif, wie es in einem Gassenhauer jener Tage hieß. Andere vertraten die Meinung, die Feige verfaule langsam am Baum. Es war alles Ansichtssache.

Don Jaime glaubte vor Hitze fast zu ersticken, obwohl er nur einen leichten Sommerrock trug. Er mußte im Laufe des Vormittags noch zwei Schüler aufsuchen, Söhne aus gutem Hause, deren Eltern das Fechten für

eine der standesgemäßen Leibesübungen hielten, die sich für einen vornehmen jungen Herrn ziemten. Mit diesen Honoraren und denen von drei oder vier weiteren Schülern, die nachmittags in seinen eigenen Fechtsaal kamen, verdiente sich der Fechtmeister einen einigermaßen anständigen Lebensunterhalt. Er brauchte ja nicht viel: die Miete für seine Wohnung in der Calle Bordadores, Mittag- und Abendessen in einem nahe gelegenen Gasthaus, Kaffee und eine Schnitte Röstbrot im Café Progreso ... Darüber hinaus erlaubte ihm die vom Marqués de los Alumbres pünktlich zu jedem Monatsersten unterschriebene Zahlungsanweisung, sich die eine oder andere Nebenausgabe zu leisten sowie eine kleine Summe zu sparen, deren Zinsen ihn vielleicht einmal vor dem Armenhaus bewahren würden, wenn er seinen Beruf nicht mehr ausüben konnte. Und dieser Tag rückte näher.

Plötzlich ritt, prächtige englische Reitstiefel an den Füßen, der Graf von Sueca, seines Zeichens Abgeordneter der Cortes, an ihm vorbei, dessen ältester Sohn zu den wenigen Schülern Don Jaimes gehörte.

»Guten Tag, Maestro.« Vor sechs oder sieben Jahren hatte der Graf selbst Unterricht bei Jaime Astarloa genommen. Er war damals zum Duell herausgefordert worden und hatte seinen Fechtstil vor dem Kampf schnell noch etwas verbessern wollen. Es hatte sich gelohnt, er konnte seinem Gegner die Klinge einen Zoll tief in den Leib stoßen. Seither war er dem Fechtmeister verbunden geblieben, eine freundschaftliche Beziehung, in die nun auch sein Sohn einbezogen worden war. »Wie ich sehe, tragen Sie Ihr Werkzeug unterm Arm ... Dann sind Sie also auf Ihrem morgendlichen Rundgang.«

Der Graf hatte ihn mit einem leichten Tippen an die Hutkrempe begrüßt, freundlich, aber ohne vom Pferd zu steigen, und dem Fechtmeister war wieder einmal die höfliche Distanz zu Bewußtsein gekommen, die seine Kunden ihn durchweg spüren ließen. Luis de Ayala war eine Ausnahme. Man entlohnte ihn für seine Dienste, und damit war der Fall erledigt. Allerdings hatte der Fechtmeister mittlerweile ein Alter erreicht, in dem er das gelassen hinnehmen konnte.

»Ganz recht, Don Manuel ... Ich drehe meine tägliche Runde, so schwer mir das bei dieser Hitze fällt. Aber Arbeit ist Arbeit, da kann man nichts ändern.«

Der Graf von Sueca, der in seinem ganzen Leben noch nie wirklich gearbeitet hatte, drückte ihm mit einer Geste sein Mitgefühl aus und zügelte dabei sein ungeduldig tänzelndes Pferd, eine schöne isabellinische Stute. Dann fuhr er sich mit dem kleinen Finger über den Bart, ließ zerstreut seinen Blick schweifen und heftete ihn schließlich auf eine Gruppe von Damen, die am Tor zum Botanischen Garten vorübergingen.

»Wie steht es mit Manolito? Ich hoffe, er macht Fortschritte.«

»Das tut er, das tut er. Der Junge ist begabt ... ein bißchen zu stürmisch vielleicht, aber mit siebzehn ist das bekanntlich noch eine Tugend. Mit ein wenig Ausdauer und Disziplin bekommen wir das schon in den Griff.«

»Er ist in Ihren Händen, Maestro.«

»Sehr geehrt, Exzellenz.«

Der Fechtmeister ging die Calle de las Huertas entlang. In fünfzehn Minuten hatte er im Hause Don Matías Soldevillas zu sein – Tuchgeschäft Soldevilla & Brüder, Lieferant des königlichen Hofes und der Kolonialtruppen –, um dessen Sohn Salvadorin die Grundkenntnisse des Fechtens einzutrichtern, was angesichts der Begriffsstutzigkeit des Jungen beileibe kein einfaches Unterfangen war: »Parade, Bindung, lösen, und Rimesse ... Eins, zwei, Salvadorin, eins, zwei, recht so, Körperparade, jetzt eine Finte, gut, achten Sie auf die Spitzenführung, Schritt rückwärts, ja, so, Parade, schlecht, sehr schlecht, so hat es keinen Sinn, noch einmal, halten Sie die Positionen ein, eins, zwei, Parade, Bindung, lösen, Rimesse. Der Junge macht Fortschritte, Don Matías, große Fortschritte. Er ist noch unerfahren, aber er hat Einfühlungsvermögen und Begabung. Jetzt kommt es nur auf Geduld und Disziplin an ...« Und das alles für sechzig Reales im Monat.

Die Sonne stach senkrecht vom Himmel und brachte die Luft über dem Kopfsteinpflaster zum Flimmern. Ein Wasserverkäufer kam die Straße entlang. Neben Körben mit Obst und Hülsenfrüchten kauerte eine Gemüsehändlerin im Schatten. Sie stöhnte vor Hitze und verscheuchte mit

tragen Handbewegungen Schwärme von Mücken, die ihr um den Kopf schwirren. Don Jaime nahm seinen Hut ab, zog ein altes Taschentuch aus dem Rockärmel und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er warf einen Blick auf das vom vielen Waschen verblichene Wappen, das mit blauem Garn in das abgenutzte Seidentuch gestickt war, und setzte dann gebückt seinen Weg unter der erbarmungslosen Sonne fort. Sein Schatten war nur ein kleiner dunkler Fleck auf der Straße.

Das Café hieß »Progreso«, aber von Fortschritt war hier wenig zu sehen: ein halbes Dutzend ramponierter Marmortischchen und uralte Stühle. Der Holzboden knarrte mit jedem Schritt; staubige Vorhänge, Dämmerlicht. Fausto, der alte Kellner, döste neben der Küchentür, aus der das angenehme Aroma vor sich hinköchelnden Kaffees strömte. Eine abgemagerte, triefäugige Katze machte zwischen den Tischbeinen Jagd auf unsichtbare Mäuse. Im Winter roch es in dem Lokal ständig nach Moder, auf den Tapeten breiteten sich dann große gelbe Flecken aus, und die Kunden behielten in dieser Umgebung fast immer die Mäntel an, was ein deutlicher Vorwurf gegen den altersschwachen Eisenofen war, dessen Feuer in einer Ecke leise glomm.

Im Sommer dagegen stellte das Café Progreso eine schattige, kühle Oase inmitten der Bruthitze Madrids dar, beinahe als habe sich die Kälte des Winters hierher verkrochen. Das war auch der Grund, weshalb sich Jaime Astarloas bescheidener Stammtisch während der heißen Jahreszeit jeden Nachmittag hier traf.

»Sie drehen mir das Wort im Mund um, Don Lucas. Wie immer.«

Agapito Cárceles hatte das Aussehen eines exkommunizierten Pfarrers, was er tatsächlich auch war. Beim Diskutieren hob er den Zeigefinger in die Höhe, wie um den Himmel als Zeugen anzurufen, eine Angewohnheit aus der kurzen Zeit, in der es ihm erlaubt gewesen war, die Gläubigen von der Kanzel herab zu beschimpfen. Agapito Cárceles verbrachte sein Leben damit, Bekannte anzupumpen und in kleinen Zeitschriften unter dem Pseudonym »Der verummte Patriot« Artikel zu veröffentlichen. Er bezeichnete sich als Republikaner und Föderalisten, deklamierte

antimonarchistische Sonette, die er selbst zusammenschusterte, und erzählte jedem, der es hören wollte, General Narváez sei ein Tyrann gewesen, Espartero eine Memme, und Serrano und Prim seien verdächtige Brüder. Zu den unpassendsten Gelegenheiten ließ er lateinische Zitate vom Stapel und führte ständig Rousseau an, von dem er keine einzige Zeile gelesen hatte. Seine Hauptsündenböcke waren der Klerus und die Monarchie. Er vertrat die Meinung, die wichtigsten Beiträge zur Geschichte der Menschheit hätten die Buchdruckerkunst und die Guillotine geleistet, und auch heute ließ er wieder niemanden zu Wort kommen.

Tock, tock, tock. Don Lucas Rioseco trommelte sichtlich nervös mit den Fingern auf dem Tisch herum. Mit der anderen Hand zwirbelte er seinen Schnurrbart, während er die Wasserflecken an der Decke anstarrte, als könnten die ihm die nötige Geduld verleihen, um sich die Unverschämtheiten seines Stammtischbruders anzuhören.

»Die Sache ist klar«, sagte Cárceles. »Rousseau hat eine Antwort auf die Frage gegeben, ob der Mensch von Natur aus gut oder schlecht ist. Und seine Argumentation ist erdrückend, meine Herren. Erdrückend, Don Lucas, sehen Sie das endlich ein. Alle Menschen sind gut, also müssen sie frei sein. Alle Menschen sind frei, also müssen sie gleich sein. Und jetzt kommt der springende Punkt: Alle Menschen sind gleich, ergo sind sie souverän. Ist doch ganz einfach, oder? Aus der natürlichen Güte des Menschen resultieren also die Freiheit, die Gleichheit und die Souveränität des Volkes. Alles andere« – Faustschlag auf den Tisch – »ist leeres Geschwätz.«

»Es gibt aber auch schlechte Menschen, lieber Freund«, wandte Don Lucas in schelmischem Ton ein, denn er glaubte, er könnte Cárceles mit den eigenen Waffen schlagen.

Der grinste nur. »Was Sie nicht sagen. Natürlich gibt es die! Wer hat das denn bezweifelt? Denken wir an Narváez, den Haudegen von Loja, der jetzt hoffentlich in der Hölle schmort; an González Bravo und seine Bande, an den Hof ... mit einem Wort: die traditionellen Hindernisse, Sie wissen schon, was ich meine. Nun gut. Für sie alle hat die Französische

Revolution ein ganz formidables Gerät erfunden: ein Beilchen, das rauf- und runtersaust. Zack. Erledigt. Zack. Erledigt. Auf diese Weise lassen sich sämtliche Hindernisse aus dem Weg räumen, die traditionellen und alle anderen. Nox atra cava circumvolat umbra. Und das gleiche, freie und souveräne Volk verdient das Licht der Vernunft und des Fortschritts.«

Don Lucas ärgerte sich schon wieder. Er ging auf die Sechzig zu, stammte aus einer vornehmen, wenn auch verarmten Familie und stand im Ruf, ein hochnäsiger Menschenfeind zu sein. Jeder wußte, daß der kinderlose Witwer seit den Zeiten König Ferdinands II. keinen einzigen Silberling mehr zu Gesicht bekommen hatte und sich mit einer erbärmlichen Rente und dank der Barmherzigkeit wohlgesinnter Nachbarinnen über Wasser hielt. Trotzdem war er sehr auf seine äußere Erscheinung bedacht. Seine wenigen Anzüge waren stets makellos gebügelt, und es gab unter seinen Bekannten niemanden, der nicht die Eleganz bewundert hätte, mit der er seine einzige Krawatte zu Knoten wußte und sein Monokel im linken Auge trug. Von der Einstellung her war er erzkonservativ. Monarchist, Katholik und Ehrenmann, lautete seine Devise. Mit Agapito Cárceles lag er sich ständig in den Haaren.

Noch zwei weitere Männer gehörten zu Jaime Astarloas Stammtischrunde: Marcelino Romero, Klavierlehrer an einer Mädchenschule, und Antonio Carreño, der beim staatlichen Versorgungsamt arbeitete. Romero war ein unscheinbares, schwindsüchtiges Männchen, zartbesaitet und melancholisch. Seine Hoffnungen, sich in der Welt der Musik einen Namen zu machen, hatte er schon lange begraben. Nun brachte er nur noch jungen Damen der vornehmen Gesellschaft bei, wie man auf einem Klavier herumhackt, ohne die Ohren der Zuhörer allzusehr zu strapazieren. Carreño wäre ohne seine roten Haare und den gepflegten Rauschebart ebenso unscheinbar gewesen. Er gab sich den Anstrich eines Verschwörers und Freimaurers, war jedoch weder das eine noch das andere.

Don Lucas wollte noch nicht aufgeben und attackierte erneut: »Sie haben uns soeben zum hundertsten Male die Lage des Landes auseinandergesetzt, destruktiv wie immer«, sagte er in bissigem Ton.

»Keiner hatte Sie darum gebeten, aber wir haben Ihren Erguß geduldig über uns ergehen lassen. Sei es drum. Ich bin mir übrigens sicher, daß wir Ihre scharfsinnige Analyse morgen noch einmal in irgendeinem dieser Revoluzzerpamphlete nachlesen können ... Aber jetzt hören Sie mir gut zu, mein Freund. Ich sage Ihnen nämlich ebenfalls zum hundertsten Male: nein. Und ich bin nicht gewillt, mir Ihre Argumente noch länger anzuhören, merken Sie sich das. Für Sie gibt es nur eins: Kopf ab, und damit ist das Problem gelöst. Sie würden einen schönen Innenminister abgeben! ... Darf ich Sie daran erinnern, was Ihr geliebter Pöbel achtzehnvierunddreißig verbrochen hat? Achtzig Ordensbrüder hat das Lumpenpack ermordet, aufgewiegelt von gewissenlosen Demagogen.«

»Achtzig, sagen Sie? Das ist noch viel zuwenig! Und ich weiß, wovon ich rede, das können Sie mir glauben. Ich kenne die Kutte in- und auswendig. Und wie ich sie kenne!« Cárceles genoß es, Don Lucas auf die Palme zu bringen. »Auf der einen Seite der Klerus, auf der anderen die Bourbonen ... ein rechtschaffener Mann hält es in diesem Land nicht aus.«

»Aha! Da müßte man wohl Ihre berühmten Formeln zur Anwendung bringen, was?!«

»Formeln? Ich kenne nur eine Formel: Für Pfaffen und Bourbonen Pulver und Kanonen. Fausto! Bringen Sie uns noch mal fünf Röstbrote, Don Lucas möchte eine Runde ausgeben.«

»Fällt mir im Traum nicht ein.« Der Alte lehnte sich in seinen Stuhl zurück, die Daumen in den Westentäschchen, das Monokel fest unter die Augenbraue geklemmt. »Ich bezahle meinen Freunden alles – vorausgesetzt ich bin bei Kasse, was momentan nicht der Fall ist. Aber ich weigere mich, einen fanatischen Vaterlandsverräter einzuladen.«

»Lieber ein fanatischer Vaterlandsverräter sein, wie Sie es nennen, als ein Leben lang die Unterdrückung bejubeln!«

Jetzt war der Punkt erreicht, an dem die übrigen Stammtischbrüder eingreifen mußten. »Ruhig, Caballeros, ruhig«, sagte Jaime Astarloa, während er bedächtig seinen Kaffee umrührte. Marcelino Romero, der Pianist, der die ganze Zeit melancholisch vor sich hingestarrt hatte, versuchte das Gespräch auf die Musik zu bringen.

»Lenken Sie nicht vom Thema ab«, wies Cárceles ihn zurecht.

»Ich lenke nicht vom Thema ab«, protestierte Romero. »Auch die Musik hat einen gesellschaftlichen Wert. Sie schafft Gleichheit auf dem Gebiet der Gefühle, überwindet Grenzen, vereint die Völker ...«

»Die einzige Musik, die dieser Caballero gelten läßt, ist die Hymne der Radikalen!«

»Fangen Sie nicht schon wieder an, Don Lucas.«

Die Katze huschte unter dem Tisch hindurch, Antonio Carreño hatte seinen Zeigefinger in ein Glas Wasser getaucht und malte damit mysteriöse Zeichen auf die abgenutzte Marmortischplatte.

»Es scheint loszugehen. Die Nachrichten kommen aus Valencia, aus Valladolid. In Cádiz soll General Topete angeblich Geheimboten empfangen haben. Und General Prim kann jeden Augenblick vor der Tür stehen. Diesmal gibt es wirklich einen Heidenkrawall!«

Darauf begann er, geheimnistuerisch und ohne sich mit Einzelheiten aufzuhalten, seinen Freunden die jüngste Verschwörung auseinanderzulegen, von der er – todsichere Quelle, meine Herren – aus den vertraulichen Mitteilungen gewisser Logenbrüder wußte, herausragender Persönlichkeiten, deren Namen er lieber verschwieg. Daß die Nachrichten, auf die er sich bezog, bereits Stadtgespräch waren, wie ein halbes Dutzend weiterer Intrigen, machte ihm nichts aus. Er sprach leise, sah dabei mißtrauisch in die Runde: »Ich vertraue auf Ihre Verschwiegenheit, Caballeros.« Die Logen seien eifrig am Werk. Für Infant Carlos interessiere sich natürlich niemand. Alfonsito, Isabellas Sohn Alfons, komme als Thronfolger ebensowenig in Frage, man wolle keinen Bourbonen mehr. Dann schon eher einen Ausländer, konstitutionelle Übergangsregierung und so, obwohl gemunkelt werde, General Prim setze sich für den Schwager der Königin ein. Aber wenn alle Stricke rissen, bleibe eben nur noch die »glorreiche« Revolution übrig, die Freund Cárceles so glücklich machen würde.

»Glorreich und föderalistisch«, warf der Zeitungsschreiber mit einem boshaften Seitenblick auf Don Lucas ein. »Damit die Hofschranzen endlich kapieren, woher der Wind weht.«

Don Lucas, naiv wie immer, legte gleich wieder los. »Sie sagen es«, rief er. »Föderalistisch, demokratisch, antiklerikal, freidenkerisch, pöbelhaft und abgerissen. Alle Menschen sind von heute auf morgen gleich, und bei der Puerta del Sol wird eine Guillotine aufgebaut, die Don Agapito mit Vergnügen bedient. Wozu brauchen wir ein Parlament?« höhnte er. »In Zukunft werden nur noch Volksversammlungen abgehalten, in Cuatro Caminos, in Ventas, in Vallecas, in Carabanchel, in sämtlichen Stadtvierteln Madrids ... Das ist es doch, was Ihren Gesinnungsgenossen vorschwebt, Señor Cárceles. Weiter so, die Wirtschaft ist sowieso am Boden!«

»Und das ist die Schuld der kleinen Leute, was?« rief Cárceles. »Es wird ja immer besser!«

Gespannt saß er da und wartete nur darauf, daß Don Lucas wieder von Preußen anfang, was er manchmal tat, denn über die Königshäuser Europas wußte er bestens Bescheid, und nicht alle standen so mit dem Rücken an der Wand wie seine geliebte spanische Krone. Aber Don Lucas winkte nur ab: »Wir sind das Afrika Europas!«

Fausto stellte einen weiteren Teller mit geröstetem Brot auf den Tisch. Jaime Astarloa nahm sich eine Scheibe und tunkte sie in seinen Kaffee. Die Streitereien seiner Stammtischbrüder langweilten ihn schrecklich. Trotzdem fühlte er sich in ihrer Gesellschaft so wohl oder unwohl wie in jeder anderen. Immerhin halfen ihm die zwei Stunden, die er täglich mit ihnen verbrachte, ein wenig über die Einsamkeit hinweg. Griesgrämige Nörgler, die seine Freunde waren, boten sie einander doch die Gelegenheit, sich ihre Verbitterung von der Seele zu reden. In dem kleinen Kreis gelangte jeder für sich insgeheim zu der tröstlichen Einsicht, nicht der einzige zu sein, der im Leben gescheitert war. Das war es, was die Stammtischbrüder mehr als alles andere miteinander verband und täglich zusammenführte. Wie einsame Lebewesen, die sich wärmesuchend aneinanderdrängen, hegten sie – allen Streitgesprächen, politischen Differenzen und Charakterverschiedenheiten zum Trotz – ein Gefühl der Solidarität füreinander, das freilich alle geleugnet hätten, wäre es offen zur Sprache gekommen. So dachte Don Jaime, während er seine Augen